

ANJALI SRIRAM

Als wir die Welt retteten

ROMAN

DRAUPADI VERLAG

***„Feuer verändert Holz,
und Waffen verändern den Charakter dessen,
der sie besitzt.“***

Sita zu Rama

**Aus dem Ramayana
(circa 2. Jahrtausend vor Christus)**

Leseprobe

Inhalt

Prolog	9
Vishnupuram, 1955	13
Madras, 1964	32
Kalifornien, 1968	43
Hopi Land, Januar 1971	82
Boston, 1972-76	99
Madras, 1976	108
Tiruvahindrapuram, 1977	116
Im Reich der Gurus, 1977	129
Rückkehr nach Vishnupuram, 1978	222
Hyderabad-Express, Mai 1978	246
In der alten Tempelstadt, 1978	260
Im Bann des Wahrsagers, 1978	273
Das Haus am Adyar-Fluss, 1978	281
Kerala, Silent Valley, 1979	294
Protest als Festival, 1979	330
Im Feuer des Urwalds, 1980	353
San Francisco, 1982	399
Lion-Tail-Estate, 1984	430
Anhang	445



Prolog

Leichten Schrittes kletterte sie hinauf. Wie sie waghalsig an der Kante des Felsenvorsprungs saß und hinuntersah, trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Nell hatte das stolze, unnahbare Profil einer Spanierin und den archaisch stoischen Ausdruck der Indios. Sie könnte aber auch Nordinderin sein. Eine Urfrau, dachte ich. Ohne Nationalität. Irgendwie ortlos.

„Wie kamst du zu diesem großen Urwald?“, fragte sie und drehte den Kopf zu mir nach hinten.

„Mmm...! Ich betrat das Silent Valley und fragte mich, vor was habe ich bloß immer Angst? Hier ist alles weitläufig. Du kannst durchatmen. Es riecht nach Wald. Die Stimmen der Vögel sind herrlich unbekümmert. Sie befreien. Als der weiße Paradiesschnäpper mit seinem langen Schweif vor mir aufflog, rätselte ich: War es eine Elfe?“ Nell lachte: „Haha, du hast das Magische gesucht!“

„Nein, das Urwüchsige. ‚Beschütze diesen Regenwald!‘, pochte es an meine Stirn. Ich schloss mich dann den Aktivisten der *Save Silent Valley*-Bewegung, dem SSV, an und vertraute. Und wir bewirken etwas.“

„Verrückt, aber klar, das satte Grün hypnotisiert.“ Wieder schaute sie ins Tal hinunter und murmelte vor sich hin:

„Trotzdem, eine hart erarbeitete Karriere als Mathematiker hinzuwerfen, um in der Wildnis zu leben ..., das ist ganz schön radikal. Du hast doch immer gesagt, deine Familie in Indien sei dir wichtig; deine Großmutter, der Clan, deine Kaste mit ihren Regeln.“

„Das Indien, das sich in meinem Kopf entwickelt hatte in den Jahren im Ausland, habe ich nicht mehr gefunden.“

„Und hier? Was hast du hier gefunden?“

„Die Erde.“

Wir schwiegen. Sie robbte sich von der Klippe weg und lehnte sich sitzend an mich. Wir blickten von einem Plätzchen im Baumschatten über vibrierende Täler unter uns. Großmutterts Stimme spukte plötzlich in meinem Kopf herum: „Tiere sind Götter!“, war ihr Motto.

„Wie oft hast du in all den Jahren an mich gedacht?“

„Oft, Nell, ich habe damals besessen nach dir gesucht. Du hast Leere in mir hervorgerufen, ich wusste nicht, warum du so plötzlich weg warst. Kein Wort, kein Brief – das war schlimm!“

Sie sagte nichts und blickte mich an. Die Schwärze ihrer Augen sog mich auf. Sie fragte:

„Wieviel Frauen hast du nach mir gehabt?“

„Drei“, sagte ich. Bevor es zu einem Verhör werden konnte, fragte ich sie:

„Und du?“

Sie lachte kurz auf und sagte:

„Ich war Mutter, da war es nicht so leicht.“ Jetzt überkam mich ein Schuldgefühl und ich fragte vorsichtig:

„Warum bist du einfach gegangen, damals?“

„Oh, bitte nicht jetzt! Erzähl ich dir später mal.“

„Dann soll der Erdgeist antworten! Oder die Elfe! Sie könnte ausschauen wie du“, neckte ich sie. Nell lachte kess, warf ihren Kopf zurück, sank auf den Boden und streckte die Arme an der Erde entlang nach oben aus: „Komm, erzähl schon eine deiner Geschichten!“

„Welche? Wie die Nymphe die Geburt Hanumans, des Affengottes, preisgab?“

„Ja, genau, die“, kicherte sie glücklich und zog mich endlich zu sich. Plötzlich, als ich erzählte und sie lauschte, waren wir eingehüllt in das Rund, den engen Kreis von Einheit und Trennung, von Sterben und Geborenwerden, von den Wiederholungen und vom Glück des Wiederfindens, das den Schmerz der Verlassenheit schon in sich trägt.



Punjikasthala, die Ur-Tänzerin, glitt wie ein sanftes Gewässer im Klang der Sphären über den Wolken dahin. Eines Morgens kam sie vor einer Höhle im Gebirge der Welt zum Stillstand. Ein Einsiedler saß im Eingang zwischen Licht und Dunkel. Er schien alle neun Tore zu seinem Leibesinneren verschlossen zu haben: durch die Nasenlöcher strömte kaum Luft, der Blick war nach innen gerichtet und die Lippen waren verschlossen. Mit schmeichelnder Stimme grüßte Punjikasthala: „Die Schmetterlinge, die Libellen, die Würmer und die Käfer, ja, die gesamte Tierwelt will sich in der Frühlingsluft vereinen ...“

„Stör nicht mein Ansinnen! Verschwinde!“, meinte sie gehört zu haben. Jedenfalls hatte er sie vernommen. Doch da er weiter wie ein regloser Fels vor ihr saß, tänzelte sie davon und entdeckte ein Menschenpaar beim ausgelassenen Liebesspiel am Ufer eines Teiches. Ein Kitzeln in der Klitoris regte das Verlangen mächtig in ihr an. Sie eilte zum Yogi zurück – denn kein anderer Mann stand zur Verfügung –, umschlang ihn unbeherrscht mit den Armen, umwickelte ihn mit den Beinen und bedeckte ihn mit Küssen.

„Unsinn! Was soll das? Ich ergründe den Sinn des Seins“, murmelte der Meister der Askese. Und weil er seinen Lebenssaft, sein Prana, ganz in seine Gedanken gesammelt hatte, wurde alles, was er dachte, Realität. Und er dachte: „Ein animalisches Weib – soll sie doch als Äffin unter Affen leben!“

Im selben Moment noch saß Punjikasthala verwandelt zur Äffin auf einem Baum. Neugierig wie sie war, starrte sie, wenn auch verdeckt vom Laub, auf ein sich paarendes Affenpaar. Sie konnte nicht ahnen, dass diese beiden Gott Rama und Göttin Sita waren, die gerade das Tiersein ausprobierten und sich amüsierten. Sie bekamen nicht genug, sich gegenseitig zu bespringen (Ihre Lustschreie sollen ohrenbetäubend gewesen sein).

Als die Göttin, noch immer in Gestalt der Äffin, spürte, dass sie empfangen hatte, befahl sie dem Windgott: „Leg den Embryo in die da drüben hinter den Ästen! Sie soll die Konsequenzen tragen! Damit sei ihr

vorwitziges Gaffen befriedigt!“

Der Windgott saugte, blies, stürmte und wirbelte, bis die winzige Manifestation aus dem Göttlichen in den Bauch der verzauberten Äffin übertragen war.

Das hatte die naseweise Nymphe nun von ihrem Eifer: Liebe genau betrachten zu wollen, führt in widersinnige Verwicklung. Aber, was wahrhaft gefährlich ist, sind die Flüche eines Yogis. Sie können die Welt auf den Kopf stellen und nichts bleibt, wie es ist.



Vishnupuram, 1955

„Sitaaraamaa!“, begann Paati, meine Großmutter, mit leicht rauer Stimme ihre Erzählungen, wenn sie bei uns im Dorf Vishnupuram zu Besuch war. Wir Kinder hockten um sie herum auf dem nackten Steinboden unseres Hauses. Staub lag auf den Gassen. Ihre Mythen verweben sich in meiner Erinnerung mit dem weißen, transparenten Licht, das es nur in Südindien gibt, das seinem erdigen Boden Intensität verleiht und der Sonne, die sich auf Ammas, meiner Mutters, goldenem Bronzekessel widerspiegelt. Wie sie ihn mit ihrer leicht vorwärts gebogenen zierlichen Gestalt auf der Hüfte trug und dabei dem roten Sari fließenden Schwung verlieh. Ich rieche den Duft aus Sambrani, der vom Hausaltar zu den Geschichten von Hanuman, dem fliegenden Affengott, herüberzog, denen ich als Kind staunend lauschte und die mich mein Asthma vergessen ließen. Höre ihr Murmeln: „Diese Augen! Er ist zu Höherem berufen, dieser Lausejunge!“ Sehe die dicht aneinandergeschmiegteten kleinen Ziegelsteinhäuser unserer Agraharam-Siedlung, diese altertümliche Würde einer damals noch vom Konsum weit entrückten Welt.

Die Gasse aus rotem festgestampften Erdstaub, dem die Trockenheit Risse verlieh und die Geschichten aus dem Ramayana trage ich in mir, Hanumans Affenleib, wie er mit weit auseinandergespreizten Beinen über mir durch die Lüfte saust, die Freiheit verkündend.

Ich wuchs in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts unter Iyengar-Brahmanen auf, in einer Welt, in der man keine Entscheidungen fällt, ohne vorher die Sterne befragt zu haben, in der Paati mit unsichtbaren Wesen kommunizierte und wir auf unsere Intuition vertrauten. Leben nach dem *dharma*, den Regeln unserer Kaste, war das Gebot. Wir lernten tausend und acht Namen Vishnus auswendig, waren vertieft ins Studium der Sanskritgrammatik, während draußen im weiten Land Bauern ihre Reis-, Hirse- und Erdnussfelder beackerten und im nächsten größeren Dorf die Händler ihre Geschäfte abwickelten. Wir sprachen Ammas Sprache Tamil und die unseres Bundesstaates

Andhra, Telugu. Mein Vater, der als Rechtsanwalt in der nächsten Kleinstadt tätig war, übte mit uns Kindern Englisch. Auswendiglernen, Beten und an vorbestimmten Tagen Fasten war der Alltag unserer Tradition. Doch sobald Paati auf Besuch bei uns war, tauchte ich ab in ihre Erzählungen über Hanuman, den fliegenden Gott. Er trug mich davon.

2

Punjikasthala wurde Mutter von einem Äffchen, das vor unbändiger Kraft strotzte. Aus Angst, das Kind könne sie aussaugen und das Tanzen wäre vorbei, flüsterte sie ihm ins Ohr:

„Wenn die Früchte rot sind, sind sie reif und schmecken köstlich! Saug an ihnen anstatt an meiner Brust!“

Das Neugeborene, aus dem göttlichen Samen Ramas gezeugt und dazu noch vom Windgott gewiegt, also von zwei göttlichen Vätern gesegnet, schwang sich sofort in die Lüfte. Dort sah es die untergehende Sonne, verwechselte sie mit einer roten Frucht und spielte mit ihr so ausgelassen, als wäre sie ein Ball, so dass sich das Licht der Welt verbarg. Alles begann zu welken.

Indra, Herr und Verwalter des Himmels, stieß das wildgewordene Äffchen zu Boden. Als der Windgott Vayu sah, wie das Gesicht seines Sohnes entstellt war, rief er: „Hanuman!“, was verletzte Kinnlade bedeutet, und brauste auf: „Indra, du alter Lüstling, bleib bei deinen Nymphen und lass mein Kind in Ruhe!“ Er nahm mit einer Böe Hanuman hoch und entschwand mit ihm aus Indras Welt.

Augenblicklich standen Atem und Wind still. Alles erstickte. Der Herr des Himmels erkannte sein Dilemma und befahl: „Vayu, komm sofort in die Welt zurück! Du bist mächtiger!“, gab er kleinmütig zu. „Verlasse nie wieder meinen Kosmos! Du bist der wahre Herrscher über Leben und Tod! Hanuman, werde zum Überbringer!“

Der Atem wird seitdem von den Weisen als die Essenz des Lebens gesehen. Der Kluge ehrt den Wind in seinem Atem und verlängert ihn.

Als Kind beunruhigte mich die obskure Welt des Ramayana. Könnte ich auch in einen Affen verwandelt werden? Ich fürchtete mich davor, Fehler zu machen, ein schlechter Schüler zu sein, oder Appa, meinem strengen Vater, nicht zu gehorchen. Bei uns kletterten Affenbanden durch den Garten und stahlen die reifen Früchte. Ich starrte einmal auf den Anführer und hatte schreckliche Angst, er könnte mich mitnehmen. Wie Paati dieselben Geschichten jedes Mal ein bisschen anders erzählte: „*Neti neti*, weder dies noch das ist die Wahrheit“, sagte sie, wenn mein älterer Bruder Srini nachfragte, wie es nun richtig wäre. „Blickt auf die breitgetretene Gasse aus Lehm: Frühmorgens ist sie golden, mittags weiß und abends liegt sie rötlich da.“

Schaute Paati von unserer Veranda dreimal täglich zum Tempel am Ende des Weges, murmelte sie ein Mantra und kommunizierte mit dem, was ihr heilig war: dem yogischen Schlaf Vishnus, der im Weltenmeer ruht und fortwährend das Universum in Balance hält! Auch aus dem Innern der Nachbarhäuser, die Wand an Wand standen und die sich wie unser Haus lang nach hinten streckten und in Gärten endeten, erklang dann der Sprechgesang von Sanskritversen. Wir Kinder glaubten stets, von vielen Göttern gesehen zu werden, wenn Paati unbeirrt zum Osttor des Tempels blickte.

Paatis Besuche waren die Höhepunkte in meiner Kindheit. Sie lebte fünfhundert Meilen entfernt in einem abgelegenen Dorf in der Nähe von Pondicherry im südlichen Indien und hatte wieder einmal mit Bus und Bahn, zuletzt mit dem Zweispänner, eine beschwerliche Reise hinter sich gebracht, um uns zu sehen. Ich liebte ihr aufmüpfiges Lächeln, ihren kahl rasierten Schädel, der mit dem *Pallu*, dem Ende ihres Saris, bedeckt war, wenn sie uns über den sauber gefegten Lehm Boden vor unserem alten Ziegelsteingebäude mit ihrer ansteckenden Heiterkeit entgegenkam.

„Mein Kind, mein Kleiner!“, grüßte Paati. Auch aus den Nachbarhäusern blickten sie herüber und standen andächtig still vor dem weit gereisten Gast.

„Paati, es gibt Reiskuchen!“, rief ich und hüpfte vor Freude von einem

Bein aufs andere, durchbrach die wortlose Anspannung von Mutter und ihrem Schwiegervater, die ehrfürchtig warteten, bis Paati sich den roten Staub aus dem einfachen, erdfarbenen Sari geklopft hatte. „Nicht zap-peln!“, mahnte leise Amma. Ihre Hand legte sich sanft auf meinen Rücken. Paati schritt herbei und die Frauen, beide von kleiner, zartge-wachsener Statur, schauten einander mit einer Innigkeit in die Augen, die keine weitere Berührung duldete.

Als der Kutscher draußen vor der Tür Paatis Gepäck ablegte und um Wasser bat, sah ich seine zahnlose Mundhöhle. Er hielt meiner Mutter seine beiden Hände wie eine Schale zum Empfang hin, und Amma, den runden Kessel auf der Hüfte, goss Wasser hinein. Eine Berührung mit dem bronzenen Kübel war tabu für den Kutscher, denn er gehörte zur Kaste der *Thevar*. Nie würde es ihm in den Sinn kommen, Gegenstände, die im Gebrauch für komplexe Rituale sind, zu berühren oder seinen Fuß über die Schwelle eines Brahmanen-Hauses zu setzen. Die Ge-bräuche, die darin gepflegt wurden, waren ihm fremd und erschienen ihm bizarr. Wie oft musste ich später in Amerika das Kastensystem er-klären: Alle Seiten respektierten ihre Unterschiedlichkeit und hielten einvernehmlich Abstand zueinander. Sie beugten sich dem uralten Ge-setz der Kastentrennung.

Wie selig ich meiner Paati hinterher hopste. War sie anwesend, gab es nichts zu fürchten von unserem Vater für uns Kinder, denn er hegte eine heimliche Bewunderung für seine ungewöhnliche Schwiegermutter, über deren Berichte dieser sonst so ernste Mann gern lachte. Paati erzählte, sie sei auf dem Weg hierher doch gefragt worden, warum sie als Frau, Witwe dazu, allein reise. „Sehen sie nicht: Ich sitze auf Hanumans Schoß! Schauen sie mich doch mal genau an“, habe sie ge-antwortet.

Meiner Amma, die stets um uns Kinder besorgt war, ob es uns gut gin-ge und wir den richtigen Weg einschlugen, spendete Paati oft Trost. Einmal hörte ich sie leise zu ihr sagen: „Wir haben den Namen Lakshmi passend für dich ausgewählt. Deine stille Art verbreitet Wür-de. Dein langes schwarzes Haar und die hohe Stirn mit dem klaren

Haaransatz und vor allem deine stoische Art erweisen unserer Göttin Ehre. Sie wird dich segnen, und die Dämonen haben keine Chance, über dich zu herrschen.“

Paatis Worte zeigten mir, dass es das Böse gibt. Etwas Unheimliches hinter den Dingen drohte. Wann würde der zehnköpfige Dämon Ravana in meinem Leben auftauchen? Als ich Hanumans verrückte Episoden wieder und wieder hörte, wenn Paatis lange Besuche den strengen Alltag in unserer Agraharam-Siedlung aufmischten, verlor ich allmählich die Furcht, mein Körper könne gestohlen werden. Bald wünschte ich mir sogar heimlich, in einen Affen verzaubert zu werden, um Hanuman näher zu sein. Ich glaubte an seine Wunder und wollte selbst welche vollbringen. Bald glaubte auch meine Familie daran, dass ich die *Gabe* hätte, wie Paati immer von mir behauptete.

Wenn mein älterer Bruder Srini zum Beispiel seinen Stift verlegte, verlangte er von mir, dass ich ihn finde. Ich betete dann zu Hanuman und fand den Stift. Manchmal winkte mir der Affengott mitten im Unterricht zu. „Trag’ mich weg!“, flehte ich heimlich. Und schon schwebten wir aus dem Klassenzimmer davon und ließen langweilige Lehrer zurück, die Begriffsstutzigen Zahlen beibringen mussten, wie meinen Klassenkameraden, die mich aus Neid wegen meines blitzschnellen Rechnens oft hänselten.

Ich konnte rechnen, seit ich denken kann. Oft wünschte ich mir, im Rund der Null zu verschwinden. Ich sah sie als Tor zu einer anderen Welt, in der es keine Bedrängnis von „Tu dies!“ oder „Lass jenes!“ gab. Die Null wurde mein Freiraum. Ich erkannte, was meine Klassenkameraden nicht wussten: Hanuman steht hinter der Null! Er dominiert das Nichts und bewacht die Achse, das Zentrum eines sinnlosen Kreislaufes aus Wiederholungen. Die Null ist das Rad, in dem wir gefangen sind. Mit Hanuman träumte ich vom Aussteigen aus diesem Rad oder der alltäglichen Welt.

Wir mussten uns vielen Bräuchen unterwerfen, um Neid, Falschheit und Hass abzuwenden. Appa kam spät am Nachmittag aus seiner Kanzlei zurück, wusch sich sogleich Gesicht, Hände und Füße, um anschließend vor dem großen Hausalter zahlreiche Statuen und Bildnisse zu

würdigen. Er zündete die Öllampe an und schwenkte sie um die Heiligenfiguren. Er verbrannte damit üble Gedanken. „Reinheit ist oberstes Gebot. Wir müssen das Geheimnis Vishnus hüten. Es ist seit Urzeiten das *dharma* unserer Kaste“, ermahnte er uns. War Paati auf Besuch, mischten sich Gesänge und Erzählungen in die Worte Appas. Auch auf Ammas Lippen lag dann ein Lächeln. Amma, die über den komplexen Ritualen in der Küche wachte, die man morgens nicht ungewaschen und nur in frischen Kleidern betreten durfte – ihr Diamant im Nasenring funkelte in der Morgensonne –, kochte im Einklang mit ihrer Mutter, und uns allen war klar: Hier waren sie die unbeirrten Herrinnen, die man niemals stören durfte. Mit unsichtbaren Schwingen legten sich Hanumans, Sitas und Ramas Legenden über unser Haus.

3

Vor einer Ewigkeit, noch bevor Rama, Sita und Hanuman waren, lag der mächtige Vishnu auf der Urschlange im Weltenmeer. Seine Nabelschnur endete in einer Lotusblüte, in welcher der Schöpfergott Brahma saß und fröhlich das Sein erdichtete. In dieser unvermessenen Zeit, die weder Anfang noch Ende kannte, betrachtete Shivas drittes Auge, wie Vielfalt entstand. Dann löste sich allmählich die Trinität Vishnu, Brahma und Shiva in Devas, Dämonen, Pflanzen, Tiere und Menschen auf.

Die Menschen, kaum waren sie erschaffen, suchten nach fester Ordnung und geregelten Zeiten. Das zeitlose Götterchaos zwängte sie in religiöse Praktiken. Das Böse, die Dämonen, planten sie durch Forschung auszurotten. Das Vieh bezähmten sie und wollten es sich unterwerfen. Die Pflanzen züchtigten sie durch Beschneidung und neue Züchtungen. Als obendrein dann die Devas mit den Dämonen um die Macht stritten, war es mit dem Gleichgewicht von Brahmas Schöpfung dahin. Kriege entbrannten.

Bei der Eroberung des Dämonenvolkes, der Rakshasas, verliebte sich aber der Deva Vishravas, der göttliche Enkel des Schöpfers, in Kaikasi,

eine überirdisch schöne Rakshasi, die ihm nacheinander vier Kinder gebar: Ravana, das fürchterliche Genie, Kumbakarna, den ruhebedürftigen Riesen, Vibishana, den Klugen, und die temperamentvolle Surpanaka. Das Weib wurde zum Auslöser des Krieges, den Ravana längst geplant hatte. Durch seine Eltern göttlich und dämonisch zugleich trumpfte Ravana mit seinen außergewöhnlichen Talenten auf, so dass er selbst für den eigenen Vater bedrohlich wurde. Der verbannte seinen Sohn auf die einsame Insel Lanka. Dort, meinte er wohlgesonnen, könne sein unkontrollierbarer Spross sich austoben.

Inmitten der unbewohnten Wälder praktizierte Ravana die schwierigste Meditation, die es gab. Alle seine Sinne waren einzig auf Shiva gerichtet. Auch wenn er den ganzen Tag über Holz sammelte und es abends anzündete, immerzu betete er zu Shiva. „Göttliches Auge, sieh mich an!“ Er sang das Mantra „Om Shivaya“. Bei Nacht hing er mit dem Kopf nach unten über dem Feuer. „Erhöre mich, Shiva! Wasser, Luft, Erde und die Unterwelt will ich beherrschen!“, jammerte er unermüdlich in seiner Selbstkasteiung und brüllte: „Und mach, dass ich unsterblich bin!“, während seine Haut gegrillt wurde. Irgendwann hat jeder Gott genug von den Bittstellungen seiner Anhänger. Shiva rief: „Hanuman, erscheine vor dem Selbstpeiniger und gewähre ihm seine Bitten. Sage ihm aber, mit der Gewohnheit der Rakshasas, Frauen anderer Männer zu stehlen, müsse es vorbei sein, wenn er dann gottgegebene Macht besäße.“ Hanuman zog umgehend vor Ravana, vergaß aber beim Anblick des Geschundenen, das mit den Frauen auszurichten. Er sagte nur: „Dein Wunsch, Luft, Wasser, die Erde und die Unterwelt zu regieren, sei genehmigt. Ebenso sei dein Wunsch erfüllt, nicht von einem Menschen getötet zu werden!“

Paati war schon Witwe, als ich am vierundzwanzigsten Februar 1949 geboren wurde. Zwei Jahre zuvor, am fünfzehnten August 1947, genau an dem Tag, als Indiens Unabhängigkeit ausgerufen wurde und ihr ganzes Heimatdorf die Freiheit bejubelte, saß Paati klagend neben dem Leichnam ihres Mannes. Großvater Srinivasan war mit seinem Ochsenwagen umgekippt und heruntergefallen. Ein auf dem Pferd entge-

genkommender britischer Soldat, dem das indische Gefährt im Weg stand, hatte, die Reitpeitsche schwingend, die Tiere des schräg liegenden Gespanns zur Seite gescheucht und einen Warnschuss abgegeben. Erschreckt waren die friedfertigen Ochsen daraufhin mit dem Fahrzeug losgespracht und hatten Großvater unter den Rädern seines eigenen Fahrzeugs zermalmt. „Einer der euren liegt unter seinem Wagen“, hatte der Brite den Vorfall unserer Familie gemeldet, nichts aber über seine Beteiligung gesagt. Ein Zeuge, der vor den Behörden geschwiegen hatte, teilte uns diese Wahrheit erst viel später mit. Auf Paati, wie auf jeder Witwe, lastete fortan das Stigma, ohne Mann zu sein.

Amma erzählte uns Kindern abends, wenn die Sonne in der weiten Ebene blutrot unterging und wir in unserem Dorf Vishnupuram um Amma herum vor dem Haus saßen, oftmals vom plötzlichen Tod ihres Vaters in Tiruvahindrapuram. Ich erinnere mich, wie traurig sie dann war. Großvater war Tempelsänger gewesen und hatte täglich bei den *Pujas* vor den großen Götterstatuen im Tempel gesungen und seine Lieder mit der Zimbel begleitet. Amma erzählte eindringlich von den Totenritualen um ihren Vater, erzählte, mit welchen feierlichen Worten Paati damals die Göttin Lakshmi angesprochen habe: „Unsterbliche, fortwährend mit Vishnu in der ewigen Zeitlosigkeit des Weltenmeeres Vereinigte, du, oh Göttin Lakshmi, wirst nie ein Witwenschicksal erfahren. Du bist *nityasumangali*, bleibst im unbezwingbaren Glück der Vereinten!“

Als der Tote längst auf der Reise in andere Welten war, habe sich das Mysterium vollzogen: Die Priester entnahmen die in purpurne Seide gekleidete Statue der Göttin Lakshmi dem Schrein und trugen sie auf einer Sänfte zum Schrein Vishnus, stellten sie mit Sorgfalt neben die dort liegende Skulptur des schlafenden Gottes und zogen den Vorhang zu. In jenem Moment müssen in Paatis Andacht Endlichkeit und Unendlichkeit auf geheimnisvolle Weise zueinander gefunden haben. Die Götter vereinigen sich! Auch die Dualität zwischen Mann und Frau, zwischen Tod und Leben, zwischen Erde und Himmel, ist im Gebet aufgehoben!

Die Haare zur Glatze rasiert, so wie es Brauch war für Witwen nach der

öffentlichen Verbrennung ihres Ehemannes und teilweise noch ist, muss sie damals mit geschlossenen Augen jene geheimnisvollen Urtänzerinnen, Nymphen und Apsaras, die Indras Himmel bevölkerten, gesehen und ihre ausgelassene Erotik fast geschmeckt haben. „Wir bleiben unzertrennbar“, wird sie der fortwandernden Seele ihres verstorbenen Mannes zugeflüstert haben. „Du ruhst in Vishnu, dem ewigen Schläfer. Wenn ich zu Vishnu bete, bist du bei mir.“

Denke ich an Paati, klingen leise die Lieder unserer Tempelsänger über das Miteinander, über die wonnige Verschmelzung aller Gegensätze in mir. Nur so, begriff ich später, dank ihrer tiefen mystischen Erlebnisse, konnte meine Großmutter immer so zuversichtlich sein. „Die Göttin Lakshmi steht für irdisches Glück und Energie“, erzählte meine Mutter, „während Gott Vishnu den luftigen Raum und die geistige Sphäre repräsentiert. Sie sind einander in ewiger Liebe verbunden.“

Paati glaubte fest an das untrennbare Ganze der indischen Philosophie, die den Tod nicht als Endlichkeit sieht und das Leben als Illusion darstellt. Beide haben ihr wahres Zuhause in der Ewigkeit Vishnus. Sie erbat sicher damals für ihre drei Töchter, Tante Sundari, meine Amma Lakshmi und Tante Saras, auf ungewöhnliche Weise den Segen: „Lasst Mann und Frau zusammenliegen. Und, oh Vishnu und Lakshmi, lasst auch sie ihre Einheit genießen! Glückliche Paare bringen Frieden in die Welt. Fruchtbarkeit sei heilig. Sie allein bringt Beständigkeit in unsere vergängliche Erscheinung!“

Auf Mutters Gesicht lag stets ein Zug tiefer Trauer, wenn sie das Schicksal ihres Vaters schilderte, was sich früh in mein Gedächtnis einprägte. Oft las ich auch Furcht vor dem Tod darin, dass überall Feinde lauern könnten, die ihn herbeiführen. Paati hingegen habe ich nie betrübt erlebt, sondern meistens voller Schalk, verrückter Ideen und ansteckender Zuversicht. Sie liebte es zu fabulieren. Oft murmelte sie Vorhersagen in Bezug auf mich wie: „Gowinda, ich sehe Besonderes auf dich zukommen! Du wirst einmal das Wunder erleben!“

Ich wusste nicht, was sie damit meinte. Einmal, als meine Großmutter in der Mittagshitze nach dem Erzählen einer ihrer Geschichten vor sich

hindöste, wollte ich es genauer wissen. „Paati, was ist ein Wunder?“, rüttelte ich sie am Arm, der unter dem hingebetteten Kopf steckte. Langsam öffnete sie ihre Augen, und ihr Blick bohrte sich in meine Seele. „Du hast die Gabe. Das *dharm*a unserer Iyengar-Kaste wird sich durch dich erfüllen!“ Ich verstand nichts von dem, was sie da sagte. Weder wusste ich, was *dharm*a bedeutet, noch ahnte ich, wie wichtig für meine weit verzweigte Familie ein Leben im Einklang damit ist. Der Begriff Pflicht war mir noch unbekannt.

„Wunder lassen sich nicht erklären“, fuhr Paati, ohne meine Frage zu beantworten, fort, „du erfährst sie.“ Versonnen fügte sie hinzu: „Nur wer die *Gabe* hat, kann seine Feinde erkennen und wie Rama den wilden Rakshasa Ravana besiegen.“

4

Ravana eroberte das Wasser und heiratete die Prinzessin der Meere. Er kontrollierte den Luftraum und heiratete die Prinzessin der Lüfte. Er drang tief in die Erde ein und entführte die Prinzessin der Unterwelt in seine mächtige Königstadt, die er im Handumdrehen erbaut hatte. Seinem kraftstrotzenden Aussehen und seiner Macht verfielen die Frauen. Er sah sie an, und sie fühlten sich bis in ihre geheimsten Wünsche erkannt. Und weil Ravana diese erfüllen konnte, blieb er der beste Liebhaber aller Zeiten. Es wurde nie langweilig mit ihm. Manchmal sah man hinter seinem Kopf einen anderen Kopf, und es gab Frauen, die sahen alle seine zehn Köpfe auf einmal, wenn er sie verführte und ihnen außerordentliche Ekstasen schenkte.

Noch aber hatte Ravana keine Frau vom Erdreich gefunden.

Meinen ersten schweren Asthmaanfall hatte ich mit neun Jahren im Sommer 1958. Wieder einmal war ein Besuch meiner Paati zu Ende gegangen, und sie kehrte in ihr Dorf Tiruvahindrapuram nach Südindien zurück. Soweit ich konnte, lief ich neben dem rollenden Ochsenwagen her und schluchzte immer noch hemmungslos, als der Wagen

längst in einer Staubwolke verschwunden war. Ich ließ mich an den Straßenrand fallen und fühlte mich von aller Welt verlassen. Mit Paati waren nicht nur ihre Zuversicht, ihr Schalk, sondern auch ihre Geschichten von Hanuman fortgezogen, die mich immer wegtrugen in die Welt des Imaginären. Und niemand fand Zeit, mich zu trösten. Meine Mutter hatte außer mir meine drei kleineren Brüder und drei ältere Geschwister zu betreuen und war außerdem wieder schwanger. Da drückte eine unsichtbare Hand meine Kehle zu, und ich bekam keine Luft mehr. Als Amma mich röchelnd am Boden liegend fand, trug sie mich ins Haus, und Vater holte einen Arzt. Er diagnostizierte Asthma. Ich bekam Medizin, doch die unsichtbare Hand drückte weiter auf meine Kehle. Erst an dem Tag, als Paatis Brief ankam, hörte die Atemnot auf. Paati hatte rötliche Kumkumapaste geschickt und geschrieben, das sei ein Gruß von Hanuman. Ich dachte damals, Paati habe Hanuman getroffen, und spürte seinen göttlichen Atem.

Während meiner Kindheit verging die Zeit unmerklich, heute weiß ich aber, dass Indien sich rasant veränderte, und es immer noch sein Gesicht verändert wie kein zweites Land. Auf einmal war ich ein hochaufgeschossener Teenager. In unserem Haus herrschte Aufbruchstimmung. Meine älteren Geschwister packten ihre Sachen, um sich in Madras im College zu bewerben. Immer mehr Brahmanen zogen fort. Häuser waren unbewohnt und begannen zu zerfallen. In den Gärten hinter ihren Häusern fraßen sich Luftwurzeltäume ins Mauerwerk, was den märchenhaften Charakter unserer untergehenden kleinen Siedlung noch verstärkte, so als wollten sich Geister ansiedeln.

„Auch wir ziehen um“, sagte mein Vater eines Tages. Es klang wie ein Befehl. „Und zwar hinunter in die Landeshauptstadt von Tamil Nadu, nach Madras. Dort weht abends eine kühle Brise vom Meer herüber, vor allem aber gibt es dort genug Universitäten und Hochschulen für euch, die hier fehlen!“ Dass er seine Stelle für den Sohn eines lokalen Politikers räumen musste, erzählte er uns damals nicht. Amma sah erschrocken auf ihre mittlerweile acht Kinder. Es war eine Flucht nach vorn. Eine Stelle beim Gericht in Madras wartete auf ihn, und alle seine

Kinder sollten dort künftig ein College ihrer Wahl besuchen können. Als Appa unser Haus in der Agraharam-Siedlung 1963 endgültig abschloss, war ich vierzehn Jahre alt. Ich fürchtete, dass unser traditionelles Brahmanenleben mit dem Wegzug enden könnte. Der Untergang eines Lebensstils, in dem Iyengar-Brahmanen in einer Siedlung ausschließlich unter sich weilten, in der keine anderen Kasten eine Rolle spielten und die den Tempel fest in ihrer Hand hatten, schien besiegelt. Unsere Rituale waren mit unserem Tempel am Ende der Gasse eng verbunden. Die Agraharam-Siedlung inmitten einer weitläufigen bäuerlichen Landschaft aus Feldern, Wasserkanälen, Bäumen und Seen würde zerfallen. Auch Beten konnte ich mir nirgends anders vorstellen als hier.

Der Umzug bedeutete das Ende meiner Kindheit. Als unsere Pferdewagen mit Gepäck voll beladen losrollten, empfand ich einen Stich in der Brust und fürchtete wieder einen Asthmaanfall zu bekommen. Abschiede bringen mich eines Tages noch um, dachte ich schon damals.

„Unsichtbare Kräfte werden sich in unserem alten Haus ausbreiten“, sagte mein Großvater, der mit uns ging, obwohl er schon sehr gebrechlich war. Dabei stand er stocksteif neben dem Wagen, ohne auf irgendetwas Bestimmtes hinzuschauen. Meine Cousine Meitli, die mit uns mitzog, weinte. Ihr Vater, mein Onkel Mukhu, der in unserem Tempel als Priester diente, stand mit steinernen Gesichtszügen am Wagen, ihre Mutter weinte. Meine Tante litt, dass sie ihr einziges Kind der modernen Bildung wegen nun weggeben musste.

Onkel Mukhu, wie ich ihn zärtlich nannte, war Großvaters jüngerer Sohn und ein altmodischer Sanskritgelehrter. Er hatte mir einmal zugeflüstert: „Mathematik kommt aus Indien. Studiere Aryabhata, der die Null einführte und seine Werke in Versen schrieb!“ Den Mathematiker aus dem fünften Jahrhundert entdeckte ich erst in Amerika. In Onkel Mukhu sah ich einst einen Spinner, der magische Zeichnungen aus Kreisen und Dreiecken anbetete und darin Vishnu sah. Er wohnte in einem kleinen Haus am Ende der Gasse direkt am Tempel. Großvater war froh, dass sein Sohn in der Siedlung blieb. Er selbst aber wollte lieber mit seinem ältesten Sohn, meinem Vater, in die Stadt mitziehen, auch

wenn er sich davor fürchtete. Er mochte Amma, seine Schwiegertochter Lakshmi, mehr als meine Tante. Außerdem hatte ihn wohl auch trotz seines Alters Neugierde ins Unbekannte getrieben.

5

„Hört zu, wir müssen hier weg!“, sagte Stammesfürst Nemi zu seinen Getreuen. Ein wandernder Barde hatte ihm nämlich berichtet, dass Ravana ständig fremde Gebiete und Stämme eroberte. Künftige Gefahren voraussehend wollte Nemi ihm durch rechtzeitiges Handeln aus dem Weg gehen.

„Lasst uns neunzig Tagesmärsche ins Inland weiterziehen, damit wir Ruhe vor Ravana haben. Er wird uns erspähen und keine Ruhe geben, bevor er nicht auch unser Reich einkassiert hat!“

Nemis Getreue nickten. Sie wussten, dass jeder Abschied, so schmerzlich er ist, auch ein Gewinn sein kann. Als sie neunzig Tage marschiert waren, erreichten sie einen grünen Bambushain. „Hier soll unsere neue Wohnstätte sein!“, rief Nemi aus.

„Lasst uns aus den Bambusstäben unsere Hütten bauen!“ Also schlugen seine Leute den Bambus ab. Doch wie staunten sie, als am nächsten Morgen dieser Bambushain stand, als wäre er nie abgeholzt worden.

„Außergewöhnlich!“, sagte Nemi und befahl, ihn noch einmal abzuschlagen. In der Nacht jedoch wachte er und entdeckte im erneut wachsenden Hain eine Jungfrau, fein und zierlich wie ein junges Blatt.

„Wieso lässt du uns keinen Platz für unsere Hütten schlagen?“, fragte Nemi das erschrockene Mädchen. Sie wisperte: „Ich habe keine Eltern, nur die Erde, sie ist mir Mutter und Vater zugleich.“ Nemi fühlte sich zu der wundersamen Jungfrau hingezogen, nahm sie zärtlich an der Hand und führte sie aus dem Bambusgestrüpp heraus.

„Sie gehört nun zu uns“, sagte er zu den Seinen. „Seht ihre Schönheit. Ist sie nicht wie ein immergrüner blühender Busch? Lasst sie unsere Königin sein, denn sie ist ein Geschenk der Erde. Wir wollen ihr einen Palast aus Bambus mit einem hohen Aussichtsturm bauen. Sie kann

Wälder neu erstehen lassen, und sicher hat sie auch die Gabe, Feinde schon von weitem zu erkennen.“

Die ihm schon versprochene Braut schmolte. Aber was sollte sie angesichts dieses wundervollen Geschöpfes, das Dinge im Nu wachsen lassen konnte, denn tun? Also akzeptierte sie ihr Schicksal und wurde zur zweiten Königin von Nemi gekrönt.

Ravana, dessen zwanzig Augen durch die Spährohre, die er erfunden hatte, alles entdeckten, hatte gesehen, wie Nemi sich nun das Lager mit dem zarten weichen Blättchen teilte, und wurde lüstern. Als er hörte, dass Nemis Stamm die junge Schönheit fast wie eine Erdgöttin verehrte, denn sie hatte dem Stamm mit ihrer Klugheit geholfen, den hohen Turm, der schief geraten war, gerade zu biegen, sagte er sich: Das ist genau die Erdfrau, die mir noch fehlt. Mit ihr zusammen werde ich den gesamten Kosmos beherrschen. Sofort entwickelte Ravana eine gefährliche Leidenschaft für die junge Bambuskönigin und ersann einen listigen Plan.

Aber die Natur ist voller Wunder! So leicht erobert man sie nicht.

Unser Priester in Vishnupuram, Onkel Mukhu, hatte uns nach einer astrologischen Befragung gesagt, wir sollten zwischen zehn Uhr früh und zwölf Uhr dreißig mittags aufbrechen, sonst kämen wir in eine vom Planeten Rahu beeinflusste Phase, die ungünstig für einen Neubeginn wäre. Unsere Heimat wird zu einer Geisterwelt, dachte ich wehmütig, als beim Losfahren der rote Staub der Lehmstraße aufwirbelte. Mein Blick schweifte noch einmal zurück, die Sackgasse hinunter zum pyramidenförmigen Tempelturm hin, der im flirrenden Licht der Vormittagshitze und der Staubwolke verschwamm. Er gab der schläfrig wirkenden Gasse den Anschein, sich vor den Toren des Tempels zu verlieren, so wie sich alles einmal auflöst in der Unendlichkeit.

Die Hinwendung der Anwohner zu dem mächtigen, aus viereckig geschliffenen Granitsteinbrocken gebauten Tempel hatte Anfang und Ende eines Tages bestimmt und sich um das Geheimnis von Vishnus Schlummern gedreht. Die auf eine steinerne Urschlange hingestreckte Skulptur war uns allen vertraut. Die Ruhe, mit der Vishnu dort lag, sei-

ne leicht geschlossenen Lider, wirkten beruhigend. Paati hatte mit ihrer tiefen Altstimme gesungen: „*Vishnu, anmutig Liegender, dein Arm berührt zärtlich die Erde!*“, wenn sie vor ihm gestanden hatte, um sich anschließend niederzuwerfen. Das war jetzt vorbei! Wir verließen eine in sich geschlossene Welt mit vielen Geboten. Doch wie geborgen wir unter unserem von ziselierten Rosenholzsäulen getragenen, mit Moos bewachsenen Ziegeldach gewesen waren.

Bevor die Sonne verschwand, hatte Amma täglich die Öllampe angezündet und mehrmals „*Sitaramaa*“ wie ein Mantra ausgerufen, während Sambranidüfte durchs Haus zogen. Frauen unserer Kaste hatten viele Regeln zu befolgen. Seit ein paar Jahren wusste ich, dass sie während ihrer Periode nicht das Haus betreten durften, sondern weit hinten in einer Kammer hausten. Das Essen wurde ihnen auf speziellem Geschirr gereicht.

„Warum ist Amma denn da hinten und ich darf nicht zu ihr?“, hatte ich naiv gefragt, als meine Mutter wieder einmal ihre Regel hatte und nicht bei uns sein durfte. Mein älterer Bruder, der allwissende Srimi, hatte mir nur derb erklärt: „Mutter ist weg, weil sie blutet.“

Doch das reichte mir nicht. Als ich Paati danach befragte, hatte sie mir mit einem Märchen, das mir den Unterschied der Geschlechter bewusst machte, geantwortet.

„Höre jetzt genau zu“, hatte sie gesagt: „*Hanumans Mutter lebte in den Wäldern, als Feen und Faune Teiche und Quellen bevölkerten. Der Windgott legte ein Kind in ihren Leib. Und weil Frauen wie die Erde fruchtbar sind und Lebewesen hervorbringen, brauchen sie Ruhe vor den Winden der Männer.*“

Ah, dachte ich an jenem Tag und spürte Aufwind, als erstmals mein Penis sich von selbst erhob. Seither wusste ich, dass Frauen eine mächtige Rolle in meinem Leben spielen würden. Ob der rote *Kumkuma*-Staub, mit dem wir uns vor der Göttin die Stirn betupfen, in Verbindung zum Blut und somit zur Fruchtbarkeit der Frauen steht, wagte ich sie nie zu fragen.

Von Paati hatte ich früh gelernt, dass es Unterschiede zwischen einem Gott und einer Göttin gab, obwohl sie beide vom gleichen Sternstaub

umgeben waren. Hanuman sei der Bote zwischen beiden, und Gebete mit Niederwerfungen vor der bronzenen Figur Hanumans waren tägliches Gebot. Doch wo genau konnte ich ihn finden? Paatis Antwort auf meine Frage klang nun, als der Wagen über die Straße holperte, noch einmal in mir nach: „Hanuman kann überall und alles sein. Er ist aus dem Staub des Windes und der Erde entstanden.“

Ich blickte auf Großvater, der Mantren murmelnd Hanumans Geist als Schutz heraufbeschwor. „Der letzte echte Brahmane!“ dachte ich. Appa blickte starr gradeaus. Meine Mutter weinte.

„Vater schaute in unsere Zukunft, Amma!“, tröstete ich sie. Sie nahm meine Hand, während ich mich nach vorn lehnte und mit der Stirn sanft Großvaters Rücken berührte.

Das Brahmanische hat auch dunkle Seiten und gibt Aberglauben Raum, dachte ich trotzig. Soll es doch ruhig untergehen. Das Schicksal meiner Paati in ihrem Dorf in Tiruvahindrapuram stand mir vor Augen. Als sie nach dem umfangreichen Todesritual für ihren verunglückten Mann ihr Haus betreten wollte, hatte sie ihren Besitz, den man ihr gelassen hatte – ein paar einfache Baumwollsaris, ein paar Handtücher und Laken, eine wollene Decke, einen wertvoll bestickten Schal – zu einem Bündel geschnürt, vor die Tür gelegt vorgefunden. Sie hatte verstanden: Fortan musste sie im Hinterhof wohnen. Ihr Haus war in die Hände des Schwagers übergegangen. Ihren Schmuck und die wertvollen Saris verteilte er als neuer Besitzer des Hauses, das er zuvor mit seinem Bruder geteilt hatte, an Paatis Töchter. Witwen dürfen nichts besitzen, tragen keinen Schmuck und auch keine wertvollen Saris mehr. Wie sehr Paati gelitten haben muss, erkannte ich in dem Moment, als unser Haus aus meinen Augen entwand. Genau dieser Schwager, mit dem sie bisher friedlich zusammenlebte, hatte sie vor die Tür gesetzt, weil er fürchtete, dass ihr Witwenzustand ansteckend sein könnte für die anderen Frauen der Familie und Unglück auf sie zöge. Als unsere Gasse dem Blick entwand, war ich wütend auf das Brahmanentum, das meiner Paati solches Leid antat. Und spürte, das große Unbekannte lag vor mir.

Während grüne Felder an uns vorbeizogen, hörte ich noch einmal die Klassenkameraden anderer Kasten mich hänseln: „Pferdeschwanzträ-

ger!“ Nur Brahmanen trugen das Haar hinten lang und am Schädel geschoren; ich sah mich entschlossen über die stacheligen Büsche, die die Erdnussfelder umgaben, hüpfen und dachte an jenen Tag, als einer der Jungen mich grob am Haar zog und ich vor Schmerz Hanuman anflehte: „Nimm ihn mit in die Lüfte!“ Als der Junge am nächsten Tag Fieber hatte, war ich fortan von den Hänseleien der Mitschüler befreit. Sie ließen mich in Ruhe, denn sie glaubten, ich wäre von einer magischen Kraft besessen, durch die ich mit den Göttern kommunizieren könnte.

Als wir in Hyderabad, der nächsten größeren Stadt, ankamen, stiegen wir mit all unserem Hab und Gut von unserem Pferdewagen in einen Nachtzug nach Madras um. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Ich konnte nicht schlafen. Auch Großvater nicht. Aufrecht saß er auf seiner heruntergekippten Pritsche aus Holz und schaute wie ich in den Mond. Ich dachte daran, dass er einst unser Haus in der Agraharam-Siedlung gebaut hatte. Und allmählich übertrug sich seine Stimmung auch auf mich. Wie unwürdig für ihn, in diesem schäbigen Zugabteil auf einer harten Holzbank sitzen zu müssen. Würden denn unsere Gebräuche in der Stadt überhaupt Gültigkeit haben? Würden wir nicht zu Aussiedlern, für die es keinen Sinn mehr in der Fremde gibt, die heimatlos geworden sind und alle ihre Bindungen verloren haben?

Der Mond strahlte durch das offene Zugfenster, und der Wind kühlte die die stickige Luft im Abteil. Wie klein der Mond in der Weite des Himmels war. „Oh Mond! Du wirst auch in der neuen Heimat dabei sein!“, seufzte ich. Seitdem habe ich eine besondere Beziehung zum Mond.

Ravana plante die Entführung der Bambuskönigin, doch da sie schwanger war, musste er warten. „Es wird ein Krieger, Gegner von Ravana, nennt ihn Rama!“; hatte der Schamane des Stammes prophezeit, der in einer Trance das Bild eines Jungen mit Pfeil und Bogen gesehen hatte. Als Ravana die Bambuskönigin endlich entführen wollte, war sie schon wieder schwanger: Diesmal visualisierte der Schamane einen zweiten Jungen mit einem Schwert und prophezeite: „Er wird ein treuer Kampfgefährte von Rama, nennt ihn Lakshmana!“

Auch die andere Königin von Nemi gebar gleichzeitig einen Sohn, der Bharata genannt wurde. Dieser würde einst, so sah es der Schamane, den Thron verwalten. Der Stamm war erfreut über so viel Nachwuchs.

Plötzlich stand Ravana vor Nemi. „Ich brenne dein Reich nieder mit dem Ausstoß meines Atems“, schrie der Dämonenfürst Nemi an. „Doch du kannst alles retten, wenn du sofort die Erdprinzessin rausrückst!“

Nemi zitterte am ganzen Leib und antwortete: „Sie hat mir schon zwei Söhne geboren.“

„Auch wenn sie dir zwanzig geboren hätte, würde ich sie mir nehmen, denn sie fehlt in meiner Sammlung“, erwiderte Ravana ungerührt. „Ich wurde von Gott befähigt, auch das Erdreich zu beherrschen, und nicht du!“

Nemi fürchtete das Orakel. Er ging in die Hütte seiner Bambuskönigin, nahm sie in die Arme und erklärte ihr: „Ravana würde unser Reich zerstören und alle töten, wenn ich dich ihm nicht gäbe. Wir müssen uns trennen.“

Die Bambuskönigin erbleichte und dachte nach. „Gib mir noch ein wenig Zeit“, flüsterte sie nach einer Weile ihrem Gemahl listig ins Ohr. „Vielleicht hilft uns der Geist der Erde.“

Als Nemi daraufhin vor Ravana trat, sagte er eingeschüchtert von dessen magischer Ausstrahlung leise: „Sie ist noch bei den Kindern und braucht etwas Zeit.“

Ravana lachte laut auf und sagte: „Gut, aber dann bleibst du, mein

Kerlchen, hier bei mir, denn sie ist jetzt meine Frau, und du kannst dich nicht mehr zu ihr legen und weiter Sprösslinge zeugen.“

Als die Bambuskönigin nach drei Tagen heraustrat, war Nemi außer sich vor Schmerz und Wut auf die Götter. „Das ist sie, die Mutter meiner Kinder!“ sagte er unter Tränen und übergab sie Ravana. Der zog die Grüngewandete mit der schimmernden Haut in ein Gefährt, erhob sich damit hoch in die Luft und flog mit ihr davon. Sprachlos vor Staunen über solch ein wundersames Luftgefährt blickten die Zurückbleibenden Ravana hinterher.

